

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

46]

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Aber die allgemeine Beuterei steigerte sich noch und überschritt alle Grenzen, als Beauclair erfuhr, daß der Giftstoff aus der Crächerie sich auf das benachbarte Dorf Combettes zu verbreiten begann. Die Verbl ssung war fast so groß wie die Empörung: nun verfuhrte und verdarb dieser Herr Lucas auch noch die Bauern! In der That hatte Lefant, der Gemeindevorstand von Combettes, im Verein mit seinem Stellvertreter Vonnot es zuwege gebracht, die vierhundert Einwohner des Dorfes eines Sinnes zu machen und sie zu bestimmen, ihre Acker zu einem großen Gemeingut zusammenzulegen auf Grund eines Genossenschaftspakts, welcher dem nachgebildet war, der auf der Crächerie das Kapital, die geistige Kraft und Arbeit zu einem Ganzen vereinigte. Dank dem Umstand, daß die vielen kleinen Acker nun ein einziges großes Landgut bildeten, konnte dieses mit Maschinenkraft, mit reichlicher Düngung intensiv bewirtschaftet werden, konnten sich die Ernten verzehnfachen und jeder einzelne einen viel reicheren Gewinn erzielen. Und die beiden Genossenschaften sollten sich gegenseitig stützen und kräftigen, die Bauern sollten den Arbeitern das Brot liefern, die sie dafür wieder mit den Werkzeugen und sonstigen Industrie-Erzeugnissen versorgten, deren sie bedurften, so daß zwei bisher feindliche Klassen einander nahegerückt, immer enger miteinander verknüpft wurden und den ersten Ansatz zum brüderlichen Volke der Zukunft bildeten. Es war das Ende der alten Welt, wenn der Socialismus die Bauern, die zahllosen Feldarbeiter für sich gewann, die bisher als die Gr ndst tzen des egoistischen Eigentums gegolten hatten, die sich lieber auf ihren kleinen Flecken Erde um ihren geringen Ertrag zu Tode arbeiteten, als sich davon trennten. Die Erschütterung wurde in ganz Beauclair gespürt, ein Beben durchlief die Stadt, das die nahe Katastrophe ankündigte.

Und wieder war Laboque der erste Betroffene. Er verlor die Rundschaft von Combettes, weder Lefant noch die andern Bauern kamen mehr zu ihm, um ihre Spaten, ihre Pflüge, ihre Geräte und Werkzeuge bei ihm zu kaufen. Bei einem letzten Besuche, den Lefant ihm machte, feilschte dieser lange und kaufte nichts, indem er geradezu erklärte, daß er dreißig Prozent erspare, wenn er nicht mehr hier kaufe, da er, Laboque, wohl so viel an den Gegenständen verdienen müsse, die er aus den umliegenden Fabriken beziehe. Fortan würden die Bauern von Combettes ihren Bedarf direkt aus den Magazinen der Crächerie decken, indem sie der gegenseitigen Genossenschaft beitr ten, die immer mehr an Umfang und Bedeutung zunahm. Und Angst und Schrecken verbreiteten sich unter den kleinen Kaufleuten von Beauclair.

„Wir müssen handeln, wir müssen handeln,“ wiederholte Laboque mit gesteigerter Festigkeit, als Dacheux und Cassiaux ihn besuchten. „Wenn wir warten, bis dieser Berr ckte die ganze Gegend mit seinen haarsträubenden Lehren vergiftet hat, so kommen wir zu spät.“

„Was sollen wir thun?“ fragte der vorsichtige Cassiaux. Dacheux war für das Totschlagen ohne alle Umstände.

„Man könnte ihm nachts an einer Straßenecke auflauern, und ihm einen Dentsettel geben, daß er für immer genug hätte.“

Aber der Kleine, boshafte Laboque wollte sicherere Mittel anwenden, um den Mann t tlich zu treffen.

„Nein, nein, die ganze Stadt ist empört gegen ihn, wir müssen eine Gelegenheit abwarten, wo wir die ganze Stadt auf unsrer Seite haben.“

Und die Gelegenheit bot sich bald. Das alte Beauclair war seit Jahrhunderten von einem stinkenden Bach, einer Art unbedeckter Kloake durchflossen, welcher der Clouque hieß. Man wußte gar nicht, woher er eigentlich kam; er schien unter einem alten Gemäuer am Ausgang der Schlucht von Brias zu entspringen, und man glaubte allgemein, daß er einer jener Verg bche sei, deren Quellen verborgen sind. Sehr alte Leute erinnerten sich, ihn zu gewissen Zeiten breit und wasserreich dahinstr men gesehen zu haben; aber seit langen Jahren war er nur noch ein schwaches W sserchen, das durch die nahen Fabriken ver-

unreinigt wurde. Die Frauen, die in den nächst den Ufern gelegenen Häusern wohnten, hatten sich gewöhnt, ihn als natürlichen Ausguß anzu sehen, in welchen sie ihre Schmutzwässer schütteten, so daß er alle Unreinlichkeiten des armen Viertels mit sich führte und besonders an Sommertagen einen eierf chlichen Geruch verbreitete. Als einmal die Gefahr einer Epidemie nahegerückt war, hatte der Gemeinderat auf Anregung des Bürgermeisters die Frage in Erwägung gezogen, ob man ihn nicht einw lben sollte. Aber die Kosten waren zu groß, die Anregung geriet in Vergessenheit, und der Clouque fuhr ungestört fort, seine Umgebung zu verpesten. Da versiegte eines Tags der Clouque vollständig, sein Bett trocknete aus und war nur noch ein langer, steiniger Graben ohne einen Tropfen Wasser. Wie durch ein Zaubervort war Beauclair von diesem Ansteckungsherd befreit, dem man alle Epidemien der Gegend zugeschrieben hatte; und die Leute waren nun neugierig, wohin das Wasser sich verlaufen haben mochte.

Anfangs verbreiteten sich darüber nur unbestimmte Gerüchte. Allmählich gewannen diese jedoch immer festeren Boden, und schließlich gab es keinen Zweifel mehr, daß der Herr Lucas begonnen hatte, den Bach abzulenken, als er die Quellen auf den Hängen der Monts Bleuses faßte, um die Crächerie mit dem frischen, klaren Wasser zu versorgen, das ihre Freude und ihre Gesundheit bildete. Aber die vollständige Austrocknung des Clouque hatte er herbeigeführt, als er den Uberschuß seines Wassers den Bauern von Combettes schenkte, wodurch diese zur Einigkeit gedrängt worden waren, um die segensreiche Gabe, die allen gehörte, gemeinschaftlich ausnützen zu können. Bald mehrten sich die Beweise, daß das Wasser, welches aus dem Clouque verschwinden war, nun vermehrt in den Grand-Jean floß, um dort Fruchtbarkeit und Wohlstand zu verbreiten, anstatt wie bisher Krankheit und Tod. Und der Groll und Haß gegen Lucas bekam neue Nahrung, gegen diesen Menschen, der so unersch nt das nahm, was nicht ihm gehörte. Mit welchem Rechte hatte er den Bach abgelenkt? Mit welchem Rechte ließ er das Wasser seinen Kreaturen zufließen? Das konnte doch nicht zugegeben werden, daß einer so einer Stadt das Wasser wegnahm, das immer da geflossen war, das man gewohnt war, da zu sehen, das schließlich doch wertvolle Dienste geleistet hatte. Der dünne, schmutzige Wasserfaden, der allen möglichen Unrat mitf hrte, der einen Pesthauch verbreitete, der Krankheiten und Tod verursachte, war vergessen. Es war nicht mehr die Rede davon, ihn einzuw lben, jeder sprach nur von dem großen Nutzen, den er daraus gezogen hatte für die Bewässerung, für das Waschen, für all die kleinen Erfordernisse des täglichen Lebens. Ein solcher Raub durfte nicht geduldet werden, die Crächerie mußte den Clouque zurückgeben, die schmutzige Kloake, die die Stadt verpestet hatte.

Laboque war natürlich derjenige, der am lautesten schrie. Er sprach offiziell beim Bürgermeister vor, um diesen zu befragen, welche Maßregeln er dem Gemeinderate in dieser schwerwiegenden Sache vorzuschlagen gedente. Er erklärte sich für besonders betroffen, weil der Clouque hinter seinem Hause an einer Ecke seines Gartens vorbeigeflossen und ihm angeblich von großem Nutzen gewesen war. Hätte er Unterschriften für einen Protest sammeln wollen, so hätte er sicher die aller Bewohner seines Viertels zusammengebracht. Aber er war der Ansicht, daß die Stadt selbst die Sache in die Hand nehmen und gegen die Crächerie einen Prozeß auf Wiederherstellung des früheren Zustands und auf Schadensersatz anstrengen müsse. Sourier h rte ihn ruhig an und begnügte sich, durch Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen zu geben, ohne sich zu stärkerer Parteinahme herbeizulassen, trotz des geheimen Grolls, den er persönlich gegen Lucas nährte. Dann erbat er sich einige Tage Bedenkzeit, um den Fall genau zu prüfen und sich mit andren Personen zu beraten. Er fühlte wohl, daß Laboque die Stadt zum Vorgehen drängte, damit er nicht selbst vorgehen müsse. Dem Unterpräfekten Ch telard, mit dem er sich zwei Stunden lang einschloß, gelang es denn auch bald, ihn zu überzeugen, wie weise es sei, stets andre Leute Prozeß führen zu lassen; und als er den Eisenhändler wieder rufen ließ, setzte er ihm eingehend auseinander, daß ein von der Stadt geführter Prozeß sehr langweilig werden mögte und zu keinem entscheidenden Erfolge führen dürfte.

während eine von einem Privatmanne angestrenzte Klage der Crächerie verderblich werden müßte, besonders wenn nach der Verurteilung andre Privatleute seinem Beispiel folgten, und so bis ins Endlose fort.

Wenige Tage später brachte Laboque die Klage ein und verlangte eine Entschädigungssumme von fünfundsanzigtausend Franks. Und wie zu einem Feste vereinigte er einige Gefinnungsgegenossen bei sich unter dem unschuldigen Vorwande einer Besper, zu der seine Kinder Eulalie und August ihre Freunde und Freundinnen Honorine Cassiaux, Evariste Mitaine und Justienne Dacheux einluden. Alle diese Jugend war herangewachsen, August war sechzehn Jahre alt, Eulalie neun, Evariste war ein erster Junge von vierzehn Jahren, während Honorine mit ihren neunzehn Jahren schon eine mütterliche Rolle gegen die achtfährige Justienne, die Jüngste der Gesellschaft, spielte. Sie begaben sich alle sogleich in den kleinen Garten und spielten und tollten voll Uebermut und Unschuld, unbefümmert um den Haß und Zorn ihrer Eltern.

„Endlich haben wir ihn!“ rief Laboque. „Der Bürgermeister hat mir gesagt, wenn wir die Sache bis ans Ende verfolgen, so werden wir das ganze Unternehmen zu Grunde richten. Nehmen wir an, daß mir das Gericht nur zehntausend Frank zuspricht, so seid ihr noch immer an die hundert, die ihm denselben Prozeß machen können, was ihn also eine runde kleine Million kosten wird. Aber das ist noch nicht alles, er muß uns den Bach zurückgeben, er muß die Arbeiten zerstören, die er an den Quellen hat ausführen lassen, und damit wird ihm das schöne, frische Wasser wieder weggenommen, auf das er so stolz ist. Ah, liebe Freunde, das ist eine Freude!“

Alle schwelgten im Vorgefühl des Triumphs, die Crächerie zu Grunde zu richten, und besonders diesen Lucas zu zerschmettern, diesen Bahnhütuigen, der den Handel, das Erbrecht, das Geld, die ehrwürdigsten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zerstören wollte. Nur Cassiaux blieb still und nachdenklich.

„Mir wäre es lieber gewesen,“ sagte er endlich, „wenn die Stadt den Prozeß geführt hätte. Aber wenn es darauf ankommt, sich herumzuschlagen, so lassen die Herren immer lieber die andren vorangehen. Wo seid sie denn, die hundert, die gegen die Crächerie klagbar auftreten würden?“

„Ich für meinen Teil wäre gleich dabei,“ schrie Dacheux, „wenn mein Haus nur nicht auf der andren Seite der StraÙe läge! Aber vielleicht geht es doch, denn der Clouque berührt den Hof meiner Schwiegermutter. Der Henker soll's holen, ich muß mit dabei sein!“

„Da ist vorerst einmal Madame Mitaine,“ sagte Laboque, „die sich genau in derselben Lage befindet wie ich, deren Haus ebenso geschädigt ist wie das meinige, seitdem der Bach vertrocknet ist. Sie werden klagen, nicht wahr, Madame Mitaine?“

Er hatte sie eingeladen, in der geheimen Absicht, sie zu einer offenen Erklärung zu drängen, daß sie sich den Feindseligkeiten anschließen wolle, denn er wußte, wie friedfertig und sanft die wackere Frau war. Sie nahm seine Worte lachend auf.

„O, der Schaden, den das Versiegen des Clouque mir verursacht hat! Nein, lieber Nachbar, in Wirklichkeit verhält es sich so, daß ich Befehl gegeben habe, niemals einen Tropfen dieses verdorbenen Wassers zu verwenden, da ich fürchtete, daß meine Kunden krank davon werden könnten. Der Bach war so schmutzig und roch so schlecht, daß wir an dem Tage, wo er wieder zu gießen anfangen würde, gezwungen wären, ihn mit großen Kosten einzuwölben, wie das schon einmal angeregt wurde.“

Laboque that, als habe er nichts gehört.

„Sedenfalls sind Sie doch aber mit uns, Madame Mitaine, Ihre Interessen sind die unsrigen, und wenn ich meinen Prozeß gewinne, so werden Sie doch mit den andren Hausbesitzern an den Bachufer zusammengehen, die sich auf das Urteil stützen werden?“

„Wir werden sehen, wir werden sehen,“ erwiderte die schöne Bäckerin, ernst geworden. „Ich werde gerne mit der Gerechtigkeit gehen, wenn sie gerecht ist.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Bei den Armuten Japans.

Wauer wölbt sich der Himmel über die japanischen Fabrikstädte als über London und Chicago, milder ist dort das Klima als in der nebelgeschwängerten, den Raß und Rauch in die Straßen nieder-

drückenden Atmosphäre der Viermillionenstadt an der Themse, deshalb erscheint das Elend der „Ostender“ in Japan nicht so kiestraurig wie in den Höhlen Chicagos, im Ostend London's. Die Elendesten der Enterbten sind im Lande der aufgehenden Sonne nicht so sehr an ihre Wohnungen gebunden, sie spüren vielleicht den Wohnungsjammer nicht so stark wie ihre Schicksalsgenossen in den Miesenstädten Europas und Amerikas. Betrachtet man aber mit dem Auge des Europäers die Lebensweise der ärmsten Schichten in den japanischen Großstädten, so begreift man noch weniger, daß diese Menschen das Dasein noch lebenswert finden als nach den ergreifenden Schilderungen, die wir über das Londoner Ostende besitzen. Eine Bedürfnislosigkeit, eine Resignation offenbart sich uns da, die in unseren Länden ihres Gleichen sucht. Tausende leben in Japan, deren Erwerb nur vom Zufall abhängt, deren Dasein nichts andres ist als eine ununterbrochene Reihe von Entbehrungen.

Aus den drei Städten Tokio, Osaka und Kobe giebt uns André Siegfried in einer in französischer Sprache erschienenen Studie über den ökonomisch-politischen Zustand Japans*) Schilderungen des Lebens dieser Enterbten jedes Glücks. In allen diesen Städten sind Quartiere der Armut, bewohnt von den Führern der Zirkushas, von Tagelöhnern, Lumpensammlern und — Wahrsagern. Die Zirkusha-Führer bilden eine Art Aristokratie in dieser Umgebung.

Die Zirkushas sind kleine, zweirädrige, von Männern gezogene Wagen, die die Droschken in diesem pferdearmen Lande ersetzen. Ein nüchtern und gut trainierter Wagenführer kann 10—12 Kilometer in der Stunde einen Wagen ziehen und eine Tagesleistung von 60—70 Kilometer erreichen. Trotz der Schwierigkeit seines Berufs wird der Wagenführer mitleidslos von den Fahrgästen behandelt, mit Versprechen eines Trinkgelds werden die leuchtenden und schweißtriefenden menschlichen Zugtiere zur Verdoppelung ihrer Eile angespornt. Die reichen Japaner sind gänzlich abgestumpft, bar jedes Mitleids gegen die armen Menschen, die ihnen die Bewegung der Fische ersparen. Schwere Herzleiden raffen die Wagenführer vorgeitig hinweg. Man muß schon alle Hoffnung auf einen andren Erwerb verloren haben, bevor man sich diesem zuwendet. Wenige Wagenführer sind Besitzer des Gefährts, kostet doch ein Zirkusha 40 M., was eine Miesensumme für diese Armuten bedeutet, in der Regel muß der Wagen gegen eine Gehlühr ausgeliehen werden, die in den ersten drei Monaten 20 Pf., in den weiteren drei Monaten 12 Pf. und in den folgenden ca. 10 Pf. pro Tag beträgt. Die Reparaturkosten, die 12 M. bis 13,60 M. im Jahre betragen, hat der Wagenführer zu bestreiten. Taugt der Wagen etwas, kann der Führer 2 M. im Tage verdienen, fehlt aber dem Wagen das elegante Aussehen, oder ist er schon altersschwach geworden, dann bringt er nicht mehr als 80 Pf. bis 1 M. im Tage ein; von dieser Summe gehen aber die Mietkosten und Reparaturen ab. Dieser Beruf erfordert eine kräftige Ernährung. Wie elend muß aber das Dasein mit diesem Einkommen für einen aufreibenden und entwürdigenden Beruf sein. Und doch lebt der Wagenführer als ein vom Glück Begünstigter in einer Umgebung von Leuten, denen ein Tagesverdienst von 60—80 Pf. als ein unerreichbares Ideal erscheint. Da sind Heimarbeiterinnen für Konfektionshäuser, die bestenfalls für eine Tagesarbeit 12—20 Pf. erhalten, da sind die Lumpensammler, die Verkäufer von Koppenriemen, die Zeitungshändler, die jeden Morgen sich 20 Zeitungen zum Verkauf ausleihen und mit Glodenklang in den Straßen herumziehen, um monatlich 20—25 Pf. im Tage, oft aber nicht einmal die Hälfte dieser Summe zu verdienen.

Da wohnen auch die Leute, welche die Schachteln für Zündhölzchen herstellen, die für 100 Schachteln 20 Pf. erhalten, die aber selten mehr als 50 im Tage fertigstellen können. So leben da viele, die sich noch glücklich schätzen müssen, wenn sie 20—40 Pf. im Tage verdienen können. So müssen da Familien von drei, vier und auch mehr Köpfen mit 8—10 M. im Monat auskommen.

Wie vegetieren diese Leute, wie kommt es, daß sie nicht Hungers sterben? Bei uns könnte dieses traurige Kunststück auf die Dauer selbst den ansgebeuteten Webern im Erzgebirge nicht gelingen. In den japanischen Großstädten müssen sie, um dies Problem zu lösen, leben, wie es die weitere Schilderung ergibt.

Ihre Wohnung ist meist ein einzelnes Zimmer oder eine kleine Hütte mit zwei Oeffnungen, eine nach der StraÙe, die andre nach einem mit kleinen Bäumen bepflanzten Hofe. Diese Hütten haben nur einen Raum und gleichen unreinen Zahmarktstuden. Der Boden ist mit mehr oder minder unreinen Matten bedeckt, auf denen die Familie lebt, isst, arbeitet und schläft; zu ihrem Glücke sind die Kinder, soweit sie nicht in dem Lande idealster Arbeiterlosigkeit schon mit 6 Jahren in die Fabriken gesteckt werden, immer auf der StraÙe, sonst wäre auch der Aufenthalt in diesen Hütten von 3 Meter Länge und 3—4 Meter Breite unmöglich. Traurig sind diese Wohnungsverhältnisse, aber für eine Monatsmiete von 1 Mark 20 Pfennig — 4 Pfennig im Tage — können die Leute nicht wohl mehr verlangen. Und doch ist diese Miete noch eine drückende Last für Leute, die bloß 8—10 M. im Monate auszugeben haben. Der Sicherheit wegen fordern die Hausbesitzer tägliche Zahlung des Mietzinses, den sie selbst, von Hütte zu Hütte wandernd, einziehen.

*) Le développement économique et social du Japon (Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Japans. Paris 1901, Musée social.)

Eine bessergestellte Arbeiterfamilie von 5 Köpfen braucht in Japan für die Ernährung — Reis, Fisch, Gemüse — ca. 60 Pf. im Tage. Das können sich aber diese Ärmsten nicht leisten, deren 4 Pfennig-Wohnung wir eben geschildert haben. Von den Abfällen und Resten aus den Kasernen und Krankenhäusern müssen sie sich nähren, das glückt aber nicht allen; diese Stiefkinder des Schicksals kaufen dann um 12 Pf. Reis, um 2 Pf. Bohnen, um 2 Pf. 10 kleine Fische schlechtester Qualität, so daß dann die Familie für Wohnung und Essen eine Tagesausgabe von 20 Pf. oder eine Monatsausgabe von 6 M. hat. Neue Kleider können sich diese Ärmsten selbstverständlich nicht kaufen, sie erstehen beim Trödler eine Hose um 10 Pf., ein Hemd um 8 Pf. Ueber die Beschaffenheit dieser Gewänder braucht somit kein Wort verloren zu werden.

Diese von der modernen Kultur Japans noch unberührten Stadtviertel haben alles, was zur Bedürfnisbefriedigung ihrer Bewohner zu dienen hat, sie sind eine Welt für sich, und dementsprechend sind die Preise, der Friseur schneidet das Haar um 2/4 Pf., er rasiert um 4/4 Pf., es giebt da Gasthöfe, wo man um 4—8 Pf. übernachten kann und dabei noch Thee gratis erhält. Um 20 Pf. kann man ein herrliches Mal von Reis, Fisch und Reisbranntwein einnehmen, ja man kann sogar um 6 Pf., und wenn man auf einen besseren Platz Anspruch macht, um 12 Pf. ins Theater gehen, ja, wenn man es sich 14 Pf. leisten läßt, braucht man dabei nicht einmal auf der Erde zu sitzen, man kann dann auf einem Polster Platz nehmen. Zahlt man dann noch 4 Pf., so erhält man Thee und Tabak in diesem, was die Preise anlangt, Muster-Volltheater!

Ersparnisse zu machen ist den Bewohnern dieser Quartiere nicht möglich, bei Arbeitslosigkeit von kürzester Dauer, bei Krankheiten sind sie auf die wunderlichen Leihanstalten angewiesen, wo sie gegen Verpfändung ihrer geringen Habe geliehen froh sein müssen, 40 Pf. oder einige Groschen mehr zu erhalten. Hohe Zinsen und tägliche Abzahlung der 30—40 Raten sind Bedingungen der sehr einträglichen Pfandleihgeschäfte.

So lange die Sonne wärmt, wird das Elend in seiner ganzen Größe noch nicht gespürt; kommt aber der Winter, so werden die elend gemauerten Hütten mit ihren Papierfenstern zur Qual, dann muß man Decken haben, die man aber nicht kaufen kann, sondern sich gegen eine tägliche Leibabgabe von 4—8 Pf. verschaffen muß.

Aber auch dieses Elend vernichtet nicht die edlen Triebe im Menschen, selbst bei dieser Armut wird noch ein Pfennig abgepart um der Kinder Herz mit Spielzeug und Underwert zu erfreuen. Aber auch für den Aberglauben bleibt der Pfennig übrig, so daß die Wahrsager noch ihr Geschäft machen können. In Resignation, ohne jede Hoffnung wird da das Schicksal getragen, während die besser gestellten Arbeiter schon beginnen, sich zu organisieren. — ab.

Kleines Revillon.

Maxim Gorky im Gefängnis. Der „Frankf. Jtg.“ wird aus Nischnij-Nowgorod unterm 30. Mai geschrieben: Maxim Gorky klagt über rheumatische Schmerzen in den Beinen, Schmerzen, die durch die feuchte Gefängnisluft hervorgerufen wurden. Die Gesichtsfarbe des Dichters ist ganz fahl geworden; zum Arbeiten verspürt er keine Lust. Täglich macht er einen zweistündigen Spaziergang im Gefängnishof, doch klagt er, daß das für ihn, besonders im Frühjahr, zu wenig Bewegung sei. Seine Frau, Klaterina Pawlowna, fordert eine nochmalige ärztliche Untersuchung seines Gesundheitszustands. Während ist die Verehrung und Liebe, die dem Gefangenen seitens des niederen Gefängnispersonals und vornehmlich seitens der Mitgefangenen entgegengebracht wird. Viele von ihnen haben ihm Briefstücken und andre Gegenstände, die sie im Gefängnis angefertigt, zum Besuchen gemacht. Aus der Stadt erhalten Gorky und seine Mitgefangenen täglich verschiedene Speisen, Weine, Bücher, Geld usw. zugesandt. Der Untersuchungsrichter bemühte sich hauptsächlich, zu erforschen, was Gorky bei einem Ausfluge zu Voot, den er kurz vor seiner Verhaftung mit ausgewiesener Studenten und Personen von bekannt liberaler Gesinnung auf der Wolga, 30 Kilometer weit bis zu den Kosanbergen, einem beliebigen Ausflugsort der Nischnij-Nowgoroder, unternommen, gesprochen habe. Die Polizei wittert in diesem Ausflug eine ganze Verschwörung und da man bei einem der Verhafteten eine photographische Momentaufnahme aller Teilnehmer an diesem Ausfluge fand, so wurden auch fast alle verhört und verhaftet. Bei den Hausdurchsuchungen forschte die Polizei nicht so sehr nach revolutionären Schriften und Proklamationen, als nach Porträts von Gorky und den letzten Skizzen des Dichters „Frühlingsmelodien“ und „Der hochmütig gewordene Schriftsteller“. Beide Skizzen haben die letzten Begebenheiten in Rußland zum Motiv. Gorky bedauert tief, daß die letzte freiheitliche Bewegung so resultatlos verlaufen ist. Bei der Hausdurchsuchung hat man, wie Klaterina Pawlowna versichert, bei Gorky nichts von Belang gefunden, man hofft also allgemein, daß er bald aus der Haft entlassen werden wird. —

lh. Die Bienensucht. (Nachdruck verboten.) Der Fremder hält vor dem Dorfwirtshaus. Vom Bod springt der Kutscher herab

und öffnet die Thüren der Massentische, aus der Alt und Jung Männlein und Weiblein herausklettern. Alle eilen in den Garten und belegen die Tische und Stühle im Schatten der großen Bäume mit Paleten und Tischen, in denen der Mundvorrat siedet, oder mit Kleidungsstücken, mit Stöcken und Schirmen. Jeder ist darauf bedacht, es sich bequem zu machen. Die Männer laben sich dabei an einem Glas Bier, die Frauen lehnen sich erschöpft in den großen Gartenstühlen zurück und erwarten den Kaffee, die Kinder liegen im Gras und sammeln sich erst nach einiger Zeit zu frohen Spielen. Plötzlich hört man laut schreien. Die Knaben jagen durcheinander, schlagen mit den Armen um sich, und die Mädchen werfen sich kreischend auf die Erde nieder. Erschreckt eilen die Eltern herbei; auch ihrer bemächtigt sich ein Angstgefühl. Sie sehen, daß die Kinder von einem Bienenschwarm überfallen worden sind, und daß die summenden Tiere sich auch gegen sie, die Herbeigeritten, wenden. Zum laufen gleich die Frauen wieder davon, um sich in Sicherheit zu bringen, die Männer aber greifen zu ihren Stöcken und hauen unter das Bienenvolk, der Wirt endlich kommt mit der Gartenspritze angelassen: und es herrscht nicht eher wieder Ruhe und Frieden im Garten, bis die Kinder gerettet und die Bienen verjagt sind.

Wer viel auf dem Lande verkehrt, hat einer solchen Bienenschlacht gewiß schon einmal beigezogen; auch sonst erfährt man oft davon aus den Zeitungen, die immer sehr genau erzählen, was für ein Unheil die Bienen angerichtet haben. Und das darf man mir aufs Wort glauben, daß die Gefahr, von Bienen verwundet zu werden, lange nicht so groß ist, wie man allgemein annimmt, ja daß in allen Fällen, wo ein „Ueberfallener“ sich ruhig verhält und nichts gegen die umherschwirrenden Bienen unternimmt, von einer Gefahr überhaupt keine Rede sein kann. Wären die Bienen von Natur bössartig, so würden doch alle, die mit ihnen in Verührung kommen, von ihnen angefallen und verwundet werden. Das ist aber nicht der Fall. Der Imker, der uns den Honig ins Haus bringt, mühte schon tausendfach gestorben sein, denn er lebt ja geradezu unter Bienen; sie schwirren ihm ums Haupt, wenn er seinen Garten betritt, sie fliegen zu ihm ins offene Fenster hinein, wenn er in der Stube rastet; und doch kehrt er im nächsten Jahre frisch und munter, gesund wie immer wieder bei uns ein; sein freundliches, unbefangenes Wesen läßt nicht darauf schließen, daß er ahnt, für wie wenig beneidenswert wir sein Los hielten, weil wir glaubten, daß er täglich großen Gefahren an Leib und Gesundheit ausgelegt sei. Kein, die Bienen sind nicht von Natur bössartig. Sie werden es erst, wenn man sie reizt und wild macht. Wer durch einen Bienenschwarm gelassen hindurchgeht, wird gewiß nicht von den Tieren verletzt werden; und sollten sie sich ihn auch auf die Haut setzen, er brauchte darum doch keine Furcht zu haben. Der Imker, dem die Bienen manchmal zu Dutzenden auf den Kleidern, auf den Händen und selbst im Gesicht sitzen, schiebt sie einfach mit dem Finger bei Seite, wenn sie ihm unbequem werden, und nichts geschieht ihm. Wollten die Tiere überall ihren Stachel gebrauchen, so wären sie längst ausgestorben. Mag er ihnen auch von der Natur als Verteidigungswehr besetzt sein, um sich damit gegen Feinde zu schützen; daß sie keinen zu häufigen Gebrauch davon machen und raufstüchtig werden, dafür hat die Natur auch gesorgt. Die Biene, die ihren Stachel in den menschlichen Körper — und überhaupt in den Körper eines Säugetiers oder Vogels — hineingestoßen hat, ist unrettbar verloren. Der Stachel bleibt in der Wunde stecken, und die Biene muß sterben. Nur dann, wenn wir aus Furcht oder Uebermut auf die uns umkreisenden Tiere losgehen, um sie zu verjagen oder zu ängstigen, nur dann werden die Bienen auf uns eindringen und uns mit ihrem Stachel verwunden. Allerdings ist dann manchmal auch Schlimmes zu befürchten und Uebermütige müssen sich das merken. Ist aber ein Schwarm, in den man hinein geraten ist, schon durch andre aufgeregt worden, so sollte man sich lieber vor ein paar Stichen nicht fürchten, so schmerzhaft sie auch sind, und seine Ruhe bewahren. Mit ein paar Eimern Wasser oder mit dem Strahl einer Gartenspritze, wie wir es, unsern in derlei Dingen erfahreneren Dorfwirt thun ließen, kann man auch große und unruhige Bienenschwärme schnell beänstigen. Ist gar ein Fachmann in der Nähe, der es versteht, die Bienen kunstvoll einzufangen, so wird man staunen, wie aus dem toben noch rasenden Schwarm ein ruhiges, friedliches Völkchen wird, das sich bald zu einer Traube zusammenzieht und von dem Meister ohne Widerstreben davon bringen läßt.

Also Ruhe und Furchtlosigkeit, nicht aber Stöße und Gartenstühle sind die besten Waffen gegen aufgeregte Bienen. Es kann sie jeder führen, Frauen und Kinder ebenso wie energische Männer. —

Aus dem Altertum.

ek. Mikrömische Grabinschriften. In den soeben erschienenen Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum macht J. Tolliehn über die inschriftliche Poesie der Römer interessante Mitteilungen. Für Grabinschriften wurde zu lapidaren Zwecken im griechischen und römischen Altertum von der geordneten Rede ausgiebiger Gebrauch gemacht. Alle Altersstufen, alle Stände und alle Berufsarten von den Heerführern und hochgestellten Beamten bis herab zu den Hebammen und Garküchenbesitzerinnen sind in ihnen vertreten und erhalten ihren poetischen Nachruf. Auch die Lieblinge aus dem Tierreich würdigt der Römer derselben Ehre wie seine menschlichen Hausgenossen. So wird das Ende

der päpstlichen Stute Ependusa beklagt, deren Schnelligkeit dem Wehen des Windes vergleichbar gewesen, und man liest auf französischen Inschriften von dem verstorbenen kaiserlichen Leibschiffwache, dem treuen Hüter des Wagens, von dem schneeweißen Sogahund Margarita und dem Tode der Schönhündin Patrice und Myia. Meist sind es die nächsten Angehörigen der Verstorbenen, die sein Monumentum errichten, oft auch Freunde und Genossen. Nicht wenige haben noch bei Lebzeiten selbst Anordnungen getroffen, wie ihr Andenken der Nachwelt in möglichst würdiger Weise erhalten werden sollte; auch der weniger Bemittelte legte darauf das größte Gewicht. Wenige Epitaphien nur sind im trockenen Stil des Chronisten gehalten. Häufig sind zärtliche Zwiegespräche zwischen liebenden Gatten und zwischen Eltern und Kindern. Viel zahlreicher als die profanischen Grabchriften sind aber die poetischen, die den Namen des Verstorbenen und seinen Stand häufig poetisch umschreiben und in Wortspielen verstecken. Die Altersangabe ist oft in höchst gewundener und gezielter Ausdrucksweise wiedergegeben und stellt oft schwierige Rechenexempel. So heißt es: „Hier liege ich, bevor ich zweimal sieben Jahre weniger fünf Tage im Kreislauf der im Osten geborenen Sonne vollendet“, oder: „Hier liegt das arme Kind, bevor es drei volle Mondscheiben erlebt hat“. Die Schönheit und Anmut des Dahingegangenen wird in der Grabchrift auch nicht vergessen. So zeichnet ein Soldat sich selbst als einen Kraftstrotzenden, mit zartem Vadenbart geschmückten Jüngling. Die Tugenden der Verstorbenen werden in das beste Licht gesetzt. Das Muster einer Gattin, Mutter und Hausfrau schildert zur Gracchenzeit der Grabstein der Claudia, der folgende Verse enthält: „Kurz, Wandrer, ist mein Spruch: halt an und lies ihn durch. Es deckt der schlechte Grabstein eine schöne Frau. Mit Namen nannten Claudia die Eltern sie. Mit eigener Liebe liebte sie den eignen Mann. Zwei Söhne gebar sie; einen ließ auf Erden sie zurück, den andern barg sie in der Erde Schoß. Sie war von artiger Rede und von edlem Gang, verließ ihr Haus und Spinn. Ich bin zu Ende, geh.“ Die Klagen aller betrieblen Witwen werden durch die Dithyramben in den Schalten gestellt, mit denen Aconia Fabia Paulina das Andenken ihres verstorbenen Gemahls, des Konsuls Mettius Agorius Prätexatus verberlicht. Sie schwärmt von seiner Rechtschaffenheit, seinem lauterer Wandel und seinen wissenschaftlichen Studien, von seiner Strenge der mythischen Kulte, an der auch seiner Gattin teilzunehmen vergönnt gewesen sei. Der Aulaf des Todes wird gewöhnlich nur angegeben, wo es sich um besondere Fälle, wie Selbstmord, Tod von Mäuberhand etc. handelt. Häufig kommt die Vorstellung zum Ausdruck, daß die Menschen einem ungerechten, herben Geschick erliegen. „O die elenden Menschen“, so lautet der Stoßseufzer einer Grabinschrift, „es leben die, welche nicht zu Leben begehren, und die, welche leben mühten, erliegen einem feindlichen Geschick.“ „Die Rose ist verblickt und gleich darauf verwelkt“, das ist der wehmütige Nachruf für ein früh verstorbenes kleines Mädchen. —

Aus dem Tierleben.

Ueber den Ursprung des Nudustriebs. Der bekannte Brutparasitismus des Nudus hat den Biologen schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Die einen behaupteten, der Nudus sei viel zu gefräßig, als daß er auch noch seine Jungen füttern könne; andre wieder glaubten, das Nudusmännchen sei so gierig auf Vogeleier, daß es sogar die eigene Brut verzehren würde. Beide Ansichten sind gewiß ziemlich naiv: giebt es doch eine ganze Reihe von Vögeln, zum Beispiel die Sawalben und die Stare, die dem Nudus an Heißhunger nicht im mindesten nachstehen und dennoch ihre Jungen mit der größten Sorgfalt aufziehen. Andererseits aber ist der Nudus gar kein so passionierter Eierfresser, wie man ihm nachsagt. Sicher ist nur, daß das Weibchen hin und wieder eines derjenigen Eier frißt, die es, um für das eigene Ei Platz zu schaffen, aus einem fremden Neste hinauswirft. Etwas planföhrlicher klingt es schon, wenn die Länge der Zwischenräume, die sich zwischen die Ablage je zweier Nuduseier eingeschoben, als Grund für die Entstehung des Brutparasitismus angeführt wird. Denn — so schließt man — da die Eier zu so verschiedenen Zeiten gelegt werden, so würden auch die Jungen zu verschiedenen Zeiten ausschlüpfen, und alsdann hätte das Weibchen einerseits noch zu brüten, andererseits auch schon die gierige Brut zu füttern; dies aber sei ein Uebermaß von Anstrengung, das der Nudus nicht erfüllen könne. Indessen sind auch hier mancherlei Einwände möglich. Legen doch die meisten Vögel ihre Eier nicht gleichzeitig ab, ja bei einigen, wie bei der Hausheime, vergehen mehrere Wochen von der Ablage des ersten Eies bis zu der des letzten und dem Beginn des Brütens; und dennoch kriechen die Küchlein fast immer nahezu gleichzeitig aus, und nur in seltenen Fällen verderben die zuerst gelegten Eier. Vor allem aber zeigt sich die zuletzt citirte Ansicht über die Entstehung des Nudustriebs in einem unvorsichtigen Lichte, wenn man die Lebensgeschichte des amerikanischen Regenwands ins Auge faßt. Dieser Vogel nämlich brütet in der Regel im eignen Neste. Da auch bei ihm die Eier zu verschiedenen, durch längere Intervalle getrennten Zeitpunkten abgelegt werden, so schlüpfen die Jungen sehr ungleichzeitig aus, so daß häufig in einem Neste neben schon fast flüggen Jungen frisch gelegte Eier anzutreffen sind. Die großen Zwischenräume, in denen die Eier einander folgen, können also wohl nicht dem Nudustriebe den Ursprung gegeben haben.

Einen Fingerzeig giebt nun, wie Lencel in den Verhandlungen des Brünner naturforschenden Vereins ausführlich, die Beobachtung der Kuhvögel (Molothrus-Arten), die zum größten Teile den Nudustrieb besitzen. Diese Tiere lebten in früheren Zeiten offenbar im engsten Anschlusse an die wilden Pferde- und Rinderherden Amerikas, bei deren Wanderungen sie keine Gelegenheit zum Bau eigener Nester fanden. So wurde der Herdentrieb dieser Vögel die Ursache des Nudustriebs. Jetzt freilich, nachdem die großen wilden Herden verschwunden sind, sind die Molothrus-Arten keine eigentlichen Herdenvögel mehr; vielmehr ernähren sie sich vorzugsweise von Sämereien und suchen nur gelegentlich die Herden auf. Ihren Nudustrieb haben sie indessen behalten. Auch von diesem Nudus vermutet Lencel, er sei ehemals ein Herdenvogel gewesen und habe in dieser Eigenschaft den Nudustrieb erworben. Dafür sprechen in der That einige Momente. So hat der Nudus Kletterfüße und einen langen, breiten Schwanz, wie ihn ähnlich viele Kletterer zur Erhaltung des Gleichgewichtes besitzen. Trotzdem klettert er niemals. War er aber ein Herdenvogel, so waren ihm diese Einrichtungen von größtem Vorteile, wenn er auf den Rücken der Herdentiere kletterte oder an ihren Flanken hing. Ferner ist merkwürdig, daß der Nudus niemals den Wald verläßt; vermutlich hatte er sich an ein waldbewohnendes Herdentier, etwa an eine der ausgestorbenen Rinderarten, angeschlossen. Auffällig ist weiter sein lauter Ruf, durch den er, wie andre Hirtenvögel, z. B. der Krotobildwächter, der Kuhreiber, es ihm, seine Wirt vor der Ankunft ihrer Feinde warnen konnte. Endlich erscheint der Schnabel des Nudus zum Durchsuchen eines Felzes nach Ungeziefel und zum Fängen fliegender Insekten (Viehfiegen) trefflich geeignet. Alles dies sind Punkte, die auf einen erloschenen Herdentrieb des Nudus sehr wohl hinweisen können; und man wird der geistvollen Hypothese Lencels einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können. —

Humoristisches.

— Verfängliche Anzeige.

Festvorstellung im Stadttheater.

Zur Feier des hier tagenden Vereins der Hotelbesitzer (eigen) neu einstudiert und in Scene gesetzt:

Die Räuber

(von Friedrich von Schiller).

— Patent-Medizin. Apothekerlehrling: „Was befindet sich denn in der Flasche ohne Etikette?“

Provisor: „Eine Medizin, die schon vielen das Leben gerettet hat; von ihr nimmt man, wenn man das Rezept nicht lesen kann.“ —

— Richtig. Lehrerin: „Karlchen, kannst Du mir eine Eigenschaft des Wassers sagen?“

„Karlchen: „Wenn man sich mit ihm wäscht, wird es schwarz.“ —

Notizen.

— Die Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins findet vom 3. bis 5. August in Straßburg im Elsaß statt. Bei dieser Gelegenheit soll der Preisrichterspruch über das letzte Preisauschreiben des deutschen Sprachvereins „Deutsche Seemannssprache“ verkündet werden. —

— Zur Errichtung eines Denkmals für Albrecht v. Haller, den berühmten Schweizer Naturforscher und Dichter, hat sich in seiner Vaterstadt Bern ein Komitee gebildet. —

— Unter dem Namen „Musenstall“ soll in der nächsten Saison ein neues literarisches Variété in Berlin ins Leben treten. —

c. Die Aufführung von Edm. Rossands „Cyrano von Bergerac“ in Konstantinopel ist von der türkischen Regierung verboten worden, weil das Stück einen „revolutionären Charakter“ habe. Der türkische Censor läßt nämlich vorsichtigerweise überhaupt nicht zu, daß das Königtum auf der Bühne dargestellt wird. Ein König wird daher unter allen Umständen durch einen Prinzen oder Herzog ersetzt. Man kann sich die komische Wirkung denken, wenn z. B. in italienischen Opern ein einfüßiges Wort aus diesem Grunde durch ein längeres ersetzt wird. —

— Ewald Bach, früher am Schiller-Theater, wird vom 1. September ab dem Hof-Theater in Wiesbaden angehören. —

— Yvette Guilbert wird im nächsten Winter mit ihrer eignen Gesellschaft als Operetten-Diva in London gastieren. Nachher kommt sie zu einem längeren Gastspiel nach Berlin. —

— Als nördlichste von Ranssen während seiner Schiffsfahrt erreichte Breite hatte er selber nach vorläufiger Berechnung 86° 14' angegeben. Die Nachprüfung der Ranssenschen Beobachtungen durch den Astronomen Geelmuyden hat nun ergeben, daß Ranssen nur bis 86° 4' gelangt ist. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 9. Juni.